

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 179.

Donnerstag, 3. August.

1916.

## Die Braut aus Kanada.

(Schluß.)

Roman von Hedda von Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

Fred küßte ihr die Hand. Er war froh, damals nicht impulsiv gehandelt zu haben. Er gönnte dem schlanken, dunkelhaarigen Mädchen mit dem leisen Hauch des Verblühens auf den feinen Bügen alles Glück der Erde.

„Lieber Herr Doktor“, sagte Konsul Böhnstadt gemühtlich, „was ihr verliebten Leute doch närrisch seid: um sich zu verloben, müßten Sie extra hier nach Dahme herausfahren — das hätten Sie in Berlin doch längst haben können.“

„Ja, Herr Konsul“, erwiderte der Doktor lächelnd, „Verliebte tapfen oft im Dunkeln herum und übersehen das Nächstliegende, was anderen schon lange kein Geheimnis mehr ist.“

„Ja so“, meinte der Konsul humoristisch, „es ist auch schwer, sich in einem Jungmädchenherzen auszukennen.“

Er dachte hierbei an seine Tochter.

Es dunkelte. Langsam stieg der Mond aus den Wassern empor, als sich die Nacht nach schneller Fahrt dem Brodtener Ufer wieder näherte.

Henrika saß stumm in einem der bequemen Bordfrühle und blickte auf das Blinkfeuer von Dahmhöft, das wie ein leuchtender Diamant aufblitzte, um sofort wieder zu verlöschen und aufs neue aufzuglühen. . . .

Fred trat zu ihr und lehnte sich an die Reeling.

Sie waren hier außer Gehörweite der anderen.

„Henrika“, sagte er trotzdem so leise, daß sie aufhören mußte, um ihn zu verstehen, „wissen Sie, daß es eine Zeit für mich gab, wo ich wiederholt im Lichtspieltheater war, um Sie als Kuren in der Flucht der Gräfin Uhlfeld zu sehen. Ich wollte Sie studieren, denn Sie sind mir von jeher ein Rätsel gewesen.“

„Ah — meine Bombenrolle“, warf sie leicht mit einem spöttischen Anflug in ihrer Stimme hin. Eine heiße Blutwelle stieg ihr bis in die Schläfen. War es denn möglich — Fred ihrewegen im Lichtspieltheater?

„Ja“, fuhr er ernsthaft fort, „ich suchte Verständnis für Ihre Kunst zu finden.“

„Nun — und . . .?“

„Es ist mir auch zum Teil geglückt — vielleicht fehlt mir das richtige Anempfinden, das erst zum vollsten Verständnis für den anderen führt.“

Sie schwieg. Wo das Verständnis versagt, da gibt es eine Brücke, — die Liebe, schloß es ihr durch den Sinn — . . .

„Wann dürfen wir Sie in Berlin begrüßen“, fragte er in erhöhtem Ton, kühl, fast geschäftsmäßig.

„Das zu bestimmen, steht vorderhand nicht in meiner Macht“, ging sie auf seine veränderte Tonart ein. „Ich sehe wiederum in Unterhandlungen mit der dänischen Filmgesellschaft, für die ich bereits einmal verpflichtet war.“

„Henrika“, fuhr er auf, „Sie wollen —“

„Bitte, Fred, die Filmprinzessin heißt nach wie vor, „Henrika dy Santos!“ — Sie brauchen nicht zu fürchten, daß Baronin Strodtmann auf den Programmen stehen wird.“

Er biß sich zornig auf die Lippen.

„So war es nicht gemeint“, sagte er, seinen Unmut, seine Enttäuschung bezwingend, „ich achte Ihre Kunst, Henrika, aber Sie haben meiner Mutter versprochen —“

„Ihr Gast zu sein, gewiß, ich werde auch mein Wort halten, aber erst wenn ich einem früher gegebenen Versprechen nachgekommen bin. Sie wissen, daß ich Heino Gelters unendlich viel Dank schulde. Er nahm sich meiner an, als —“

„Wir anderen, die wir Hans Gröning nahe gestanden hatten, keinen Finger für Sie rührten, Henrika“, fiel er ihr ins Wort, „Sie wären im Recht, wenn Sie jetzt Gleiches mit Gleichem vergelten wollten und uns jetzt einfach den Rücken fehrten. . . .“

„Bitte, lassen Sie mich ausreden, Fred, es ist selbstredend in erster Linie die Dankbarkeit für Heino Gelters, die mich dazu treibt, in einem Filmdrama, das er verfaßt hat, die Hauptrolle zu kreieren. Mich interessiert jedoch auch die schwierige Aufgabe, die in dieser Rolle an mein Können gestellt wird. Ich will den hohen Ansprüchen gerecht werden. Es treibt mich mit ungewollter Macht dazu. Die Filmgesellschaft macht von meiner Mitwirkung die Annahme des Dramas abhängig. Ich werde nicht um Geld spielen, um meinem treuen Helfer in der Not meine Dankbarkeit abzutragen, sondern aus dem tiefinnerlichen Bedürfnis, die Gestalt der Geldin, in die ich mich in eingehendem Studium bereits hineingelegt habe, zu verkörpern. Bevor ich nicht diese Aufgabe gelöst habe, kann ich keinen Termin für Berlin in Aussicht nehmen.“

Fred gab keine Antwort. Er fühlte, hier stand ein fester Wille dem seinen entgegen. . . . Womit sollte er auch Henrikas Entschlüsse bekämpfen . . .? Er besaß keine Macht über sie. Sie konnte, wenn es ihr beliebte, von ihnen gehen, die äußerlichen, verwandtschaftlichen Bande, die sie an ihn und seine Mutter knüpften, nach Gefallen zerreißen.

Sie war eine freie, unabhängige Künstlerin. . . . Nicht durch die spanische Erbschaft, durch ihre Kunst war sie frei geworden von allen Rücksichten den Verwandten ihres verstorbenen Vaters gegenüber.

„Meine Mutter wird sehr traurig sein, daß wir Sie noch eine Weile werden entbehren müssen“, sagte Fred einfach. . . .

Einige Minuten später legte die Nacht an ihrer Landungsstelle gegenüber dem Leuchtturm an.

Im September, in den Herbstferien wurden Theo und Doktor Saendler in aller Stille getraut.

Ein kleines Hochzeitsmahl vereinigte die wenigen Gäste im Heim der Neuvermählten.

Ein unerwarteter Hochzeitsgast war noch in erster Stunde gekommen — Heino Gelters. Er hatte sich ausgeben, die Hochzeitstafel und die ganze Wohnung mit Blumen zu schmücken — das war sein Hochzeits-

geschenkt für Thea, eine Erinnerung an alte, goldene Zeiten, wo er sich die Blumenpenden für das heimlich heißgeliebte Mädchen zusammengehungert hatte.

Er brachte ritterlich Tante Riete in ihr Stift im Vorort von Berlin, in das sich die alte Dame heute nach Schluß der kleinen Familienfeier zurückzog. Als sie im herbstlichen Abend im Auto dahinfuhren, sagte Tante Riete, ihre Hand auf die Heinos legend:

„Guter Heino, Sie haben, wie es scheint, kein Glück bei den Frauen. Wenn Sie sich doch wenigstens eine Braut aus Amerika mitgebracht hätten.“

„Doch, Tante Riete, ich habe Glück“, erwiderte Heino, über dessen künstlerische Leistungen die Zeitungen nur Lobendes berichteten, und es zuckte bei seinen Worten selbstsam über sein hageres hartloses Gesicht — „die Dame meines Herzens ist sogar sehr vornehm und sehr alt — beinahe so alt wie unsere Erde.“

„Reden Sie keinen Quatsch, guter Heino. Sie haben doch bloß genippt am Sekt und behauptet, Sie vertragen ihn nicht, und nun —“

„Die Dame meines Herzens“, wiederholte Heino Gellern mit Betonung, „ist die Kunst, und die duldet keine Rivalin.“

Fred Delarue startete die Depesche an, überlas sie zwei-, dreimal: „Henrika hoffnungslos. Bitte sofort Kalmars kommen. Amalie Schimmelbeck.“

Zwei Stunden später sah Fred im Buge.

Endlos schlichen die Stunden der Fahrt dahin. Der nächste Weg nach Kalmars war eine halbe Ewigkeit für ihn, der sein Gehirn mit Zweifeln und Befürchtungen zermartete.

Es war ja kein Zweifel mehr — das kleine Wort „hoffnungslos“ zerstörte den letzten . . .

Fred wußte, daß Henrika seit Wochen in Kalmars beruflich beschäftigt war. Sie hatte wiederholt seiner Mutter von dort aus Nachrichten gesandt. Für ihn war jedesmal ein Gruß mit dabei gewesen. Sie hatte geschrieben, daß sie mit Leib und Seele bei ihrem Spiel sei — es galt diesmal eine Frauengestalt aus der nordischen Geschichte zu verkörpern — die schöne Freundin König Eriks des Wahnsinnigen, der auf Schloß Kalmars residiert hat. Die geschichtlichen Vorgänge aus ferner Zeit hatte Heino Gellern mit viel Bühnengeschick zu einer fesselnden, dramatischen Handlung verwoben. Den Mittelpunkt der Handlung bildete das alte Schloß Kalmars, das sich auf einer Insel dicht bei dem kleinen, verträumten Städtchen mit seinem rege besuchten Hafen erhebt.

Was war mit Henrika geschehen? Fred kannte ihre Tollkühnheit — Frau Schimmelbeck hatte oft darüber geklagt, daß Henrika mit der Gefahr spiele . . . War sie in der Ausübung ihres Berufs verunglückt? Die Qual dieser unbeantworteten Fragen wurde, je länger die Fahrt dauerte, um so unerträglicher. Endlich war Alvesta passiert, und der Zug brauste Kalmars entgegen.

In einem Hotel nahe am Hafen hatte Henrika Wohnung genommen. Es hatte ihr durch seine Sauberkeit und Äußerlichkeit gefallen. Dort in einem hohen, hellen Zimmer im oberen Stock lag sie, fieberhafte Erwartung in den wunderschönen Augen, aus denen noch immer der starke Wille sprach: „Ich biege mich nicht, aber ich breche auch nicht!“

Nun stand der Tod zu Häupten ihres Lagers, seine Knochenfaust reckte sich nach dem jungen, blühenden Leben aus . . . Was half Henrika dy Santos aller Wille zum Leben — zum Glück . . . Vielleicht aber war es ein Glück für sie, daß sie jetzt ging, gerade jetzt, bevor neue Konflikte über sie hereinbrachen.

„Fred“, wie ein Hauch kam es von ihren Lippen. Sie wollte ihre Hand heben, ihm entgegenstrecken, aber die schlanken, blassen Finger waren gelähmt.

Der Sturz von der schmalen Treppe im alten Schloß hatte die Wirbelsäule verlegt, es war keine Rettung,

keine Hilfe möglich, selbst wenn aus allen Städten der Welt die berühmtesten Ärzte herbeigekommen wären, es wäre vergeblich gewesen, Henrika selber fühlte es, daß ihr Leben nur noch nach Stunden zählte. Sie hatte nur noch einen Wunsch auf Erden gehabt, den, Fred wiederzusehen. Ihr Reichtum sollte Armen und Armensten zugute kommen — Fred sollte darüber bestimmen — an der Schwelle zum Jenseits wußte Henrika, daß ihre Liebe Fred Delarue gehörte, vielleicht immer, immer gehört hatte, ihr selber unbewußt. — Ihr Haß gegen ihn war Liebe gewesen, — daß sie ihr nun an ihr Sterbelager hatte rufen lassen, war wie ein Geständnis . . . Was sollte sie wohl noch scheuen angesichts des Todes — er würde ihr leichter werden, wenn Fred ihre Hand in der seinen hielt.

„Fred“ . . .

Er beugte sich erschüttert über sie, er las alles in den groß zu ihm aufgeschlagenen Augen — Jahre seines Lebens, seinen ganzen Millionenreichtum hätte er geopfert, um Henrika am Leben zu erhalten . . .

Großer Gott, mußte es denn sein . . . ?

„Henrika, mein Liebling“, flüsterte er, sie hörte die Worte nicht mehr, sie las sie von seinen zuckenden Lippen . . . Ein Lächeln schwebte um ihren Mund, brach aus ihren Augen . . . Dann seufzte sie tief auf — der starke Wille versagte, ein stärkerer, der unbarmherzige Knochenmann hatte ihn gebrochen . . .

Henrika dy Santos war tot. . .

Niemand, außer dem getreuen Schimmelchen, die für den Rest ihrer Tage bei der Baronin Stodtmann ein Asyl fand, wußte, was sich wortlos in Henrikas letzter Stunde zwischen der Sterbenden und Fred abgespielt hatte, niemand hatte ihm zugetraut, daß er, der unentwegt ruhig seinen Weg dahinschritt, unter schweren, seelischen Kämpfen einen Lebenstraum begraben hatte . . .

Es war Schicksalsfügung, daß die dänische Filmprinzessin das Patrizierhaus im alten Westen von Berlin niemals betreten sollte. Heino Gellerns Drama erlebte keine Aufführung, da Fred im Einverständnis mit dem Dichter das Stück der Filmgesellschaft für eine Riesensumme abkaufte — es sollte keine andere die Rolle spielen, die Henrika dy Santos den Tod gebracht hatte.

Ein Jahr und darüber ging ins Land, da entschloß sich Fred, Frimgard zu fragen, ob sie versuchen wolle, sein treuer Lebenskamerad zu sein. Er könne ihr keine heiße Liebe bieten, er erwarte auch von ihr keine solche, aber er wolle sie trotzdem auf Händen tragen, wenn sie einwilligte, die Seine zu werden.

Das alte Haus der Delarues behielt seine Tradition — eine Patriziertochter zog als junge Herrin dort ein, und die alte Baronin, die zusehends immer kränklicher und hilfloser wurde, sie hatte Henrikas Tod nur schwer überwinden können — hatte die Freude, einen blonden Stammhalter und Enkel auf ihren Knien zu schaukeln.

Aus der Kameradschaft zwischen Frimgard und Fred verspricht Liebe zu werden — sie wissen es beide.

Auf dem Friedhof in Kalmars ist das Grab Henrika dy Santos' das ganze Jahr hindurch mit Blumen geschmückt. Ihr Bild lebt in den Herzen derer, die ihr im Leben nahe gestanden, fremdartig und schön, vertraut und — unvergänglich.

— Ende! —



== Lesefrucht. ==



Wo Freundschaft ist, da ist aller Erdengüter Gemeinschaft. Denn wer einwilligt, das Kostlichste von einem andern anzunehmen, seine Seele mit dem ganzen Schatz von Liebe und Vertrauen und jedem Blutstropfen, den ein Freund für den andern zu opfern bereit wäre, wie sollte der so niedrig denken, daß er das gemeine Hab und Gut zu teilen sich besäume, das von allem, was Menschen besitzen, das Allgemeinste und Liebste ist!

Paul Sebte.

## Himmelserscheinungen im August 1916.

Mit großen Schritten eilt unser Tagesgestirn jetzt dem Süden zu; nach seinem Stillstande (Solstitium oder besser Wendepunkte am 21 Juni begann seine Südwärtsbewegung zwar sofort, diese blieb aber zuerst für das bloße Auge unmerklich, beschleunigte sich jedoch bald mehr und mehr, und jetzt spüren wir schon deutlich, um wie viel die Sonne von ihrem höchsten Stande bei Sommersanfang herabgesunken ist. Damals betrug ihre Deklination (Abweichung vom Äquator)  $+23^{\circ}27'$ , am 1. August beträgt sie  $+18^{\circ}3'$ , aber am 31. August nur noch  $+8^{\circ}40'5''$ ; die Abnahme erreicht also den großen Wert von  $9^{\circ}42'5''$ . Die Mittagshöhen der Sonne vermindern sich für die verschiedenen geographischen Breiten demgemäß in folgender Weise: für den Parallel von  $54^{\circ}$  (Norddeutschland) von  $54^{\circ}$  bis auf  $44\frac{2}{3}^{\circ}$ , für den Parallel von  $51^{\circ}$  (Mitteldeutschland) von  $57^{\circ}$  bis auf  $47\frac{2}{3}^{\circ}$  und für den Parallel von  $48^{\circ}$  (Süddeutschland und Mittellösterreich) von  $60^{\circ}$  bis auf  $50\frac{2}{3}^{\circ}$ . Aus der Verkleinerung des Tagbogens der Sonne ergibt sich wieder eine Abnahme der Tageslänge von  $15\frac{1}{4}$  bis auf  $13\frac{1}{4}$  Stunden im Norden und von 15 bis auf knapp  $13\frac{1}{2}$  Stunden im Süden. Durch die Dämmerungen erfährt die Tageshelligkeit indessen noch eine Verlängerung, die im Norden anfänglich 50, schließlich 43 Minuten, im Süden zuerst 54, zuletzt 47 Minuten morgens und abends beträgt.

Am 23. August, mit dem Übertritt der Sonne aus dem Kalenderzeichen des „Löwen“ in das der „Jungfrau“ (nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen Tierkreisbildern, die gegen die Zeichen um etwa ein volles Bild zurück sind), geht die vierwöchige Zeit der *Sundstage* zu Ende.

Unser Mond verändert im August seine Phasen zu folgenden Zeiten: Erstes Viertel am 6., um 10 Uhr 6 Min. nachmittags, Vollmond am 13., um 1 Uhr 0 Min. nachmittags, Letztes Viertel am 20., um 1 Uhr 53 Min. nachmittags, und Neumond am 28., um 6 Uhr 25 Min. nachmittags. Der Mond befindet sich am 12., um 10 Uhr 3 Min. vormittags, bei einem Abstände von 56.3 Erdhalbmessern von je 6378 Kilometern in seiner Erdnähe und am 24., um 6 Uhr 0 Min. nachmittags, bei einem Abstände von 63.6 Erdhalbmessern in seiner Erdferne.

Die Sichtbarkeit der großen Planeten, die während des ganzen Jahres 1916 im allgemeinen recht günstig liegt, bessert sich nach der vorübergehenden Beeinträchtigung während der beiden letzten hellen Monate im August schon wieder bedeutend. Venus und später auch Saturn gehören dem Morgenhimmel, Jupiter schon dem Abendhimmel und der ganze übrige Nacht an. Im einzelnen gestalten sich die Sichtbarkeitsverhältnisse folgendermaßen: *Merkur*, der erst am 28. Juli seine obere Sonnenkonjunktion durchlaufen hat, bleibt dem bloßen Auge verborgen. Sein Erdbstand verkleinert sich von 1.35 bis auf 1.09 Erdbahnhalmmesser oder Einheiten von je 149.48 Millionen Kilometer. Sein scheinbarer Durchmesser steigt dabei von  $5''.0$  bis auf  $6''.1$ . — *Venus* erhebt sich im Bilde der „Zwillinge“ schon sehr früh, gegen 2 Uhr, als wunderbar strahlender Morgenstern über dem nordöstlichen Horizont, sie kulminiert in großer Höhe (ihre Deklination wächst im August von  $+17\frac{1}{2}^{\circ}$  bis über  $+18^{\circ}$ ) am 1. um 9 Uhr 39 Min., am 31., um 8 Uhr 57 Min. vormittags. Ihr Erdbstand wächst von 0.40 bis auf 0.61 Einheiten, und ihr Scheibendurchmesser verkleinert sich von  $41''.8$  (etwa dem des Jupiter) bis auf  $27''.2$ . Trotzdem hält sich ihre Helligkeit nahezu auf derselben Höhe, ja am 9. August, um 11 Uhr vormittags, erreicht Venus sogar ihren größten Glanz, der sie einem guten Auge bei Kenntnis ihres Standortes am Tage bei vollem Sonnenschein sichtbar macht. Es sei daher darauf hingewiesen, daß der Planet am Tage seines intensivsten Glanzes (am 9.) um 9 Uhr 32 Min. in großer Höhe (ungefähr so hoch über dem Horizonte wie zu dieser Zeit die rechts stehende Sonne) den Meridian durchschreitet, d. h. genau im Süden steht. Am 24. August, um 3 Uhr nachmittags, hat der Mond mit Venus Konjunktion; der Mond bleibt bei dieser nördlich von Venus, steht also am frühen Morgen noch nordwestlich (rechts oben) vom Morgensterne. — *Mars*, der jetzt dauernd eine Stunde nach der Sonne untergeht, bleibt dem unbewaffneten Auge verborgen; er taucht für dieses im gegenwärtigen Jahre überhaupt nicht wieder auf. Sein Ab-

stand von der Erde vergrößert sich von 1.88 bis auf 2.04 Einheiten, ist also schon sehr groß, am Monatschlusse etwa 300 Millionen Kilometer. Darum schrumpft der scheinbare Durchmesser dieses Planeten auch von  $5''.0$  bis auf  $4''.6$  zusammen. — *Jupiter* geht im Bilde des „Widders“, in dem er am 25. rückläufig wird, täglich früher auf; er erscheint anfänglich vor 11, am Monatschlusse schon gegen  $8\frac{1}{2}$  Uhr abends über dem östlichen Horizont und kulminiert recht hoch am 1., um 5 Uhr 33 Min., am 31., um 3 Uhr 38 Min. morgens. Während der ersten vier Stunden seiner Sichtbarkeit ist Jupiter der weitaus hellste Stern des ganzen Himmels; dann aber wird er von der ihm folgenden Venus noch überstrahlt. Diesem Planeten nähert sich die Erde im August von 4.77 bis auf 4.34 Einheiten; der scheinbare Durchmesser des Jupiter vergrößert sich von  $38''.2$  bis auf  $42''.0$ . Um Mitternacht vom 18. zum 19. August kommt der Mond mit Jupiter in Konjunktion; der Mond bleibt bei dieser nördlich von dem Planeten, begleitet ihn aber während der ganzen Nacht. — *Saturn* taucht im Bilde der „Zwillinge“, nördlich von Venus, die ebenfalls in diesem Bilde steht und am 6. September mit ihm Konjunktion hat, um Monatsmitte aus dem Lichte der Morgendämmerung hervor; sein Aufgang erfolgt anfänglich gegen 3, schließlich schon gegen  $1\frac{1}{2}$  Uhr früh. Der Planet kulminiert am 1. um 10 Uhr 59 Min., am 31. um 9 Uhr 16 Min. vormittags in großer Höhe. Dem Saturn nähert sich die Erde von 10.01 bis auf 9.78 Einheiten. Der scheinbare Durchmesser seines Hauptkörpers wächst von  $15''.2$  bis auf  $15''.5$ ; die große Achse seines Ringsystems wächst von  $37''.5$  bis auf  $38''.4$ , die kleine Achse dagegen verringert sich von  $14''.5$  bis auf  $14''.3$ . Am 25. August, um 10 Uhr vormittags, hat der Mond mit Saturn eine sehr nahe Konjunktion; frühmorgens befindet sich die schmale abnehmende Mondichel aber noch nordwestlich (rechts oben) vom Saturn, der als Stern 1. Größe leuchtet. — *Uranus* gelangt im Bilde des „Steinbocks“ am 10. August, um 6 Uhr nachmittags, in Opposition mit der Sonne, kulminiert dann also um Mitternacht und bleibt während der ganzen Nacht sichtbar. Sein Erdbstand nimmt zuerst von 18.95 bis auf 18.94 Einheiten ab, danach wieder bis auf 19.00 Einheiten zu. Der Scheibendurchmesser dieses fernen Körpers beträgt nur  $4''.3$ , seine Helligkeit ist 5. Größe. Man kann den Uranus daher mit bloßem Auge deutlich erkennen und findet ihn nahe nordöstlich (links oben) von dem etwas helleren Sternchen Jota des „Steinbocks“. — *Neptun*, der erst am 25. Juli in Sonnenkonjunktion war, kann auch mit Instrumenten noch nicht wieder beobachtet werden. Er weilt im Bilde des „Krebses“. Seine Erdbstände betragen am 1. 31.03 und am 31. 30.85 Einheiten; sein Scheibendurchmesser hat den Winkelwert von nur  $2''.5$ .

Sternschnuppen treten im August sehr zahlreich auf, das Maximum ihrer Häufigkeit fällt auf den 11. August, an dem die Erde den Schwarm der Perseiden durchschneidet. Vorläufer dieses Schwarmes zeigen sich aber schon an mehreren vorangehenden Tagen, ebenso Nachzügler an den folgenden Tagen.

Den Glanz des Fixsternhimmels vermindert das Mondlicht vorwiegend in der Zeit vom 9. bis 21. August (Vollmond 13. August). Gält man um 10 Uhr abends Umschau, so findet man nicht weniger als neun von den zwölf Tierkreisbildern ganz oder teilweise über dem Horizonte. Der Tierkreis bildet nämlich im August einen sehr flachen Bogen vom Ostnordosten über den Süden bis zum Westen. Im Ostnordosten gehen gerade die hellen Sterne des „Widders“ auf; diesen schreiten westwärts (rechts aufwärts) voran die „Fische“, der „Wassermann“, der „Steinbock“ und im Süden der „Schütze“, diesen wieder im Südwesten die hellen Gestirne des „Skorpions“ und der „Wage“. Im Westen steht die „Jungfrau“, einst Asträa genannt, mit dem funkelnden Sterne Spica, d. i. die Ähre der himmlischen Göttin, und diesem Bilde endlich geht der „Löwe“, soeben am Nordwesthorizont verschwinnend, voran. Höher im Osten breitet sich der „Pegasus“ aus, und nahe dem Zenit erblickt man ostwärts den hellen Stern Deneb im „Schwan“, umflimmert vom Sternenschimmer der Milchstraße, und südwärts die Wega in der „Leier“. In halber Höhe des südsüdöstlichen Himmels strahlt Altair im „Schwan“ gleichfalls in der vom Südsüdosten sich aufwärts wölbenden Milchstraße, deren Verlauf jenseits des „Schwans“ im Nordnordwesten abwärts die Bilder der „Cassiopeja“, des „Perseus“ und „Kuhmannes“ markieren. Bismal hoch im

Besten zeigt Arctur im „Bootes“ sein wechselndes Farbenspiel, über ihm thront die „Krone“ mit dem Edelstein Gemma. Das weite Gebiet des Nordnordwestens bedeckt der „Große Wör“ mit seinen sieben schönen Hauptsternen, dem schon seit dem grauen Altertum bekannten Himmelswagen.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Die verfallene Stadthygiene in Frankreich. Wie sehr die sog. Kultur der Franzosen nur auf Äußerlichkeiten aufgebaut ist und einen trügerisch glänzenden Firnis bildet, hinter dem sich Zustände verbergen, die mit den selbstverständlichen Forderungen der modernen Erziehungskunst in Widerspruch stehen, läßt sich am besten bei näherer Betrachtung der Hygieneverhältnisse und der sanitären Einrichtungen in den französischen Städten erkennen. Wer jemals eine Reise durch Frankreich unternommen hat, kann bestätigen, daß die Reinlichkeit zu jenen Tugenden gehört, die bei den Franzosen, wie übrigens ja auch bei ihren lateinischen Bundesgenossen, den Italienern, nicht gerade einen Ehrenplatz einnehmen. Die beste Gelegenheit zum Studium dieser Zustände hatten unsere Feldgrauen, die die nordfranzösischen Städte besetzten. Überall wurde ein ausgesprochen Mangel an Reinlichkeitsgefühl festgestellt, und es gab keinen Stadtbereich, in dem die Tätigkeit der Gesundheitsbehörden nichts zu wünschen übrig ließ. So konnten die deutschen Besatzungsmannschaften in Lille, wie J. Schwalbe in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ berichtet, den schlechten Gesundheitszustand und den Mangel an Körperpflege in der französischen Zivilbevölkerung beobachten. Bei Untersuchung der städtischen Wasserleitung wurden geradezu unglaubliche Zustände aufgedeckt. Von den an sich nicht schlechten Quellen wird das Wasser in Kanälen, die unverantwortlicher Weise nach unten offen sind, zu dem Pumpwerk geleitet. Eine bakteriologische Untersuchung dieses Wassers ergab einen hohen Prozentsatz an schädlichen Keimen, der sich nach Regengüssen innerhalb kurzer Zeit auf das Drei- und Vierfache steigerte. Trefliches waren auch die vorgefundenen Kanalisationsverhältnisse. Die Kanäle sind während mehrerer Jahrhunderte entstanden, indem jeder Hausbesitzer für seinen eigenen Gebrauch ein Kanalsstück errichten ließ. Daher sind die Querschnitte voneinander verschieden, und der Untergrund der Kanäle war der Duschung preisgegeben. Vielfach fand man die hygienischen Verhältnisse der Städte in einer Weise vor, die sich durch nichts von den Zuständen in Toulon unterscheiden, wie sie der zum Studium der in Südfrankreich ausgebrochenen Cholera entsandte Robert Koch im Jahre 1884 schilderte. „Toulon“, heißt es in diesem auch für die französische Gegenwart fast noch typischen Bericht, „besitzt keine Abfuhr, keine regelrechte Kanalisation. Man kann sich keine Vorstellung von dem Inhalt und Geruch der Abwässer machen. Trotzdem habe ich öfters beobachten können, daß die Einwohner Toulons vor ihrem Hause im Abwasserkanal Scherelappen und dergleichen spülen.“ Wenn wir erfahren, daß nach den deutschen Feststellungen das Trinkwasser von Lille aus verpestetem Boden stammt und infolge von Rissen im Mauerverk oft auch mit Abflüssen der Kanäle in Verührung kam, so läßt sich wohl behaupten, daß die aller primitivsten modernen Kultur spottenden hygienischen Verhältnisse in Frankreich sich im Laufe der letzten Jahrzehnte kaum wesentlich verbessert haben.

Die weibliche Filmzensur in England. Die Frage, ob die Lichtspieltheater verderblich oder unschädlich oder der Unterstützung wert sind, wird neuerdings in England eifrig besprochen. Die vielen Artikel und Zuschriften, die sich mit diesem Thema befassen, zeigen, daß die Meinungen fast so zahlreich sind wie die Persönlichkeiten, die sie äußern. Die Leute, die an Theatern und Varietébühnen geschäftlich interessiert sind, finden, daß die Filmbilder eine Gefahr für die Moral des ganzen Volkes darstellen. Die Leute wiederum, die ihr Geld im Filmgeschäft stecken haben, sind der entgegengegesetzten Meinung und erklären, daß die Filmleinwand harmlose Zerstreuung und wertvolle Belehrung spendet. Die offiziellen Persönlichkeiten und das Publikum pendeln in den verschiedensten Abstufungen zwischen diesen beiden ent-

gegengesetzten Polen hin und her. Die Richter aber, die Polizeireviere und die Jugendmissionen erklären immer wieder, daß die außerordentliche Zunahme der von Jugendlichen begangenen Verbrechen hauptsächlich auf den Besuch der Lichtspieltheater zurückzuführen sei, und immer lauter erschallt der Ruf nach einer neuen streng geregelten Filmzensur, die nicht nur für England, sondern für die ganze kultivierte Welt nachgerade ein dringendes Bedürfnis geworden sei. Nun tritt die „Daily Mail“ mit einer neuen Idee auf den Plan, indem sie den Vorschlag macht, ein Filmzensuramt zu errichten, dessen Mitglieder Frauen sein sollen. „Fraglos“, heißt es in diesem Vorschlag, „ist die Überwachung der Filme in jedem Belang eine durchaus weibliche Aufgabe. Indem die Männer im Laufe der Zeit so gut wie ganz auf die Beaufsichtigung der Kinder verzichteten und diese Pflichten den Frauen überlassen haben, gaben sie selbst den Beweis dafür, daß dies eine Tätigkeit ist, die nur von weiblichem Instinkt bewältigt werden kann. Es darf nicht bestritten werden, daß nur eine Frau entscheiden kann, welcher Film sich für das kindliche Gemüt eignet, und welcher es verwerflich zu beeinflussen vermag. Hierbei kommt es zum großen Teil darauf an, in welcher Weise der Film die kindliche Phantasie anregt; so wird man häufig finden, daß Filme, die an sich harmlos erscheinen, die Kinder verderben, indem sie ihrer Phantasie eine schädliche Richtung geben. Nur wer in die Phantasie der Kinder einzudringen vermag, ist fähig, eine wirklich zweckentsprechende Filmzensur auszuüben. Die falsche Deutung, zu der viele Filme Veranlassung geben, muß vor allem von der Zensurstelle erwogen werden. Bei der heutigen Beschaffenheit der Jugend kann man diese Frage garnicht als dringend genug für England bezeichnen, und und so sei der britischen Regierung mit allem Nachdruck der Vorschlag gemacht, möglichst schnell zur Gründung eines weiblichen Filmzensuramtes zu schreiten.“

Das Öl als Kampfmittel gegen den Nebel. Eine der schwierigsten und beharrlichsten Feinde der Schifffahrt war seit jeher der Nebel, und zahlreiche Versuche, ein technisches Hilfsmittel gegen die durch ihn geschaffenen, dem Seeverkehr so widrigen Umstände zu finden, blieben stets erfolglos. Nunmehr soll es, nach den im „Prometheus“ wiedergegebenen Mitteilungen des Hydrographischen Amtes der Vereinigten Staaten gelungen sein, ein verwertbares Kampfmittel gegen den Nebel zu entdecken. Die Versuche, von denen das Hydrographische Bulletin berichtet, wurden in Frankreich angestellt, und zwar anfangs mit wechselndem Erfolg. Schließlich aber gelangte man zu dem Ergebnis, daß das Öl wirksam gegen den Nebel angewandt werden könne. Man versuchte, den Nebel auf Flußläufen zu zerstreuen, indem man auf dem Wasser eine Ölschicht verteilte. Hierbei wurde festgestellt, daß zu diesem Zweck pflanzliche Öle sich am geeignetsten erwiesen. Das ausgeschüttete Öl bedeckt das Wasser mit einer sehr dünnen und gleichmäßigen Schicht, wodurch eine unmittelbare Verührung der kalten Luft mit dem wärmeren Wasser und das hierauf bewirkte Entstehen von Nebel hintangehalten werden kann. Wenn die Anwendung dieses Verfahrens tatsächlich praktisch in großem Maßstab durchführbar ist, könnte das Öl als Kampfmittel gegen den Nebel eine neue und hervorragend wichtige Bedeutung erlangen, und es wäre schließlich möglich, mit Hilfe umfangreicher Vorkehrungen auf vielbefahrenen Flüssen den Nebel so gut wie gänzlich zu entfernen. Der Bericht enthält auch die Schilderung eines solchen Versuchs, der von einem Kapitän in der Mündung des Paranáflusses vorgenommen wurde. Der Dampfer war, stromauf fahrend, in der Flußmündung in so dichten Nebel geraten, daß er sich verankern mußte. Während dieser Fahrtpause wurden auf dem Dampfer einige Glasbehälter mit Olivenöl umgeladen, wobei zwei Behälter zerbrachen, das Öl vom Deck auf das Wasser floß und von der Strömung über die Wasserfläche ausgebreitet wurde. So entstand auf dem Wasser ein langer Ölstreifen, und die Schiffsmannschaft stellte zu ihrem großen Erstaunen fest, daß über diesem Streifen der Nebel sich so lichtete, daß schließlich eine nebelfreie Gasse gebildet war. Auch bei anderen Gelegenheiten wurde die nebelwärmende Wirkung des Öls auf der Wasserfläche sehr deutlich. Hiernach ist scheinbar an dieser Verwendungsart des Öls nicht mehr zu zweifeln, wobei man allerdings vorläufig noch den Wind und die Strömung berücksichtigen muß.